

# Cyrano de Bergerac.

Roman von Jules Verne.

(22. Fortsetzung.)

Nach einiger Zeit erstarrte der Anebel ein Triumphgeschrei; der Gascoigner hatte eben an seiner Hand ein lebhaftes Brennen verspürt und erinnerte sich nun, daß er sich vor kurzer Zeit einen tiefen Riß zugefügt hatte. Woher kam diese? Das mußte er in Erfahrung bringen. Das einzige Mittel war, den Weg noch einmal zurückzulegen, auf dem er sich die Verwundung zugezogen, und Cyrano wälzte sich unter entsetzlichen Mühen von dem Plage, auf dem er lag, weiter. Ein heftiger Stoß gegen eine harte Oberfläche diente ihm als erste Aufklärung.

„Eine Mauer!“ sagte er sich und schloß daraus, daß aus der Mauer irgend ein spitzer Gegenstand hervorgehoben; doch traurig dachte er:

„Vielleicht ist es nur Holz!“

In demselben Augenblick hatte er eine scharfe Empfindung an der Hand. „Ach, jetzt weiß ich Bescheid“, dachte er und tastete weiter. Ein harter, spitzer, dreieckiger Gegenstand, der wohl aus Holz Länge haben mochte, ragte aus der Mauer wenigstens einen Fuß vom Erdboden hervor.

„Das ist Eisen“, sagte er sich, „ich werde frei sein, Herr! Ich getreue!“

Schnell näherte er seine Handgelenke der Spitze des Eisens und begann, mit rascher Bewegung den Strid an den Ecken des Metalls zu reiben. Einige Minuten verfloßen, und schon war sich der Gascoigner darüber klar, daß der Strid bis zu einem gewissen Grade durchgegangen war. Noch einige Anstrengungen, und seine Handgelenke lösten sich von dem Strid ab. Doch plötzlich unterbrach er seine Arbeit; Schritte näherten sich, und schnell ließ er sich wieder auf das Gras zurückfallen.

„Wo ist er denn?“ fragte in diesem Augenblick die scharfe Stimme Berchepins, „wo ist denn dieser Reuigerige, der in alles seine Nase steckt?“

„Da ist er ja!“ erwiderte eine andere Stimme.

Da Cyrano nichts sah und wieder sich rühren, noch sprechen konnte, so wartete er ungeduldig das Resultat des Ritzgesprächs ab. Plötzlich ließ sich unmittelbar über ihm ein Hohngeflüster hören.

„Gah!“ rief der frühere Spion des Pater Joseph, „an dem wenigsten, das ich von unserm Gefangenen sehe, kann ich ihn leicht erkennen. . . Ich spreche von der Nase!“

Berchepin lachte höhnisch und fuhr in demselben Tone fort:

„Guten Tag, Herr von Bergerac! nun, was sagen Sie zu dem Abenteuer? . . . Was meinen Sie? . . . Nichts? . . . Ach, ganz recht. . . Der Anebel macht Sie so einfältig, trotzdem Sie vorher so geschwätzig waren. . . Was, zum Teufel, warum haben Sie sich auch immer die Wuth, sich in Dinge einzumischen, die Sie nichts angehen? . . . Auf Wiedersehen, Herr von Bergerac, wir werden Sie bald einladen, mit uns eine kleine Spazierfahrt über den See zu machen.“

Das Hohngeflüster des kleinen Mannes klang immer drohender, dann verstummte es, und seine Schritte verloren sich in der Ferne. Der Gascoigner erkannte, daß er wieder einmal allein war, und nahm seine Arbeit wieder auf; und nach ein bis zwei Minuten erfüllte ihn eine innige Freude; seine Handgelenke waren frei. Nun war seine erste Sorge, die Binde abzunehmen, und er sagte sich:

„Endlich werde ich also sehen können, wo ich bin!“

„Schnell rief er die Augen auf und erkannte, daß er sich in einer halb dunklen Kapelle befand, die ihr Licht nur durch einen engen Spalt erhielt, durch den ein grüner Streifen flimmerte.“

„So“, sagte er sich, nachdem er sich auch der Beinfeisen entledigt, „jetzt heißt es, sich orientiren!“

Im Hintergrunde des Kellers, der ihm eben als Gefängniß gedient, gähnte eine Oeffnung. Cyrano näherte sich derselben vorsichtig, dann warf er einen Blick nach der anderen Seite der Thür und unterschied eine Art Rotunde, in die ein schwaches Licht fiel.

„Niemand zu sehen; gehen wir weiter!“

Mit Wolfschritten vorwärts schleichend, gelangte er an den Eingang einer Art Galerie, die sich nach linker Hand halten hatte, als der übrige Teil des Gebäudes. . . Schnell streckte er den Kopf vor und murmelte:

„Oho, jetzt ist der Augenblick gekommen, Flug zu sein!“

Die Galerie war von Fadeln beleuchtet und Männer von unheimlichem Aussehen lagen an der Erde. Alle schliefen, und man vernahm ein wahres Concert von dumpfem Geschnarche. Ganz im Hintergrunde auf einer Art Bett lag ein korpulenter Körper. Cyrano mußte seine ganze Willenskraft zusammennehmen, um nicht einen Schritt auszuweichen, denn ein junger Mann, dessen Gesicht man nicht vollständig sehen konnte, denn ein Anebel bedeckte dasselbe zur Hälfte, lag auf dem Bett; doch ward geöffnet und wußtlos blickte blaue Augen, sowie blonde Lockenhaare fielen dem Gascoigner sofort auf. Ein Artzahn war nicht möglich, es war Henry. Um ihn zu retten, mußte er al-

les versuchen, und sein Plan war in Grunde auch höchst einfach. Geräuschlos diese Garnison von Schläfern überklettern, den jungen Mann in seine Arme nehmen, die Rotunde, die Kapelle und von dort den Wald zu erreichen, das war alles. Leichtfüßig drang Cyrano in die Galerie; doch unter seinen Füßen erhob sich ein Grollen, und hinter ihm zeichnete sich eine endlos lange Gestalt ab. Der Gascoigner erkannte den fleischlosen Schatten Chantepleures, und bei dem Schrei, den dieser ausgoß, hatte sich ein allgemeiner Lärm erhoben. Alle Schläfer waren aufgesprungen, und Cyrano hatte kaum sein gutes Rapier aus der Scheide gerissen, daß man ihm wunderbar Weise bei dem Ueberfall gelassen, als ihn bereits ein eiserner Kreis von allen Seiten umzingelte.

„So stehen die Dinge?“ rief der mutige Gascoigner, „nun wohl, zum Kampf!“

Der schreckliche Hecker von ehemals war wieder in ihm erwacht, und das Rapier glänzte beim Scheine der Fadeln: unerbittlich säete er Tod und rief mit jedem Schläge ein Wuthgeschrei hervor.

„Hoffnung, mein Junge“, rief Cyrano inmitten des Blutbades, „du wirst frei sein!“

Da er seinen Siez nahe fühlte, so verdoppelte er seinen Eifer; doch plötzlich stieß er einen erschütternden Schrei aus, denn von der Wölfbuna hatte sich ein ungeheurer Stein abgelöst, hatte in seinem Sturze das Rapier getroffen und die Waffe, die in Cyrano's Händen Wunder verrichtete, fiel in Stücken zur Erde. Der Gascoigner blinnte sich wie wahnwütig um, doch zu seiner großen Ueberraschung wichen alle vor ihm zur Seite, und plötzlich bemerkte er, daß die Blicke der Banditen sich nach oben nach einem und demselben Punkte richteten.

„Was ging denn vor?“ Cyrano wollte das in Erfahrung bringen, doch in demselben Augenblick sank er zu Boden, denn von der Wölfbuna stürzte ein wahrer Steinregen, und von dem Geruch erdrückt, konnte der Unglückliche keine Bewegung mehr machen, während eine tödliche Stimme zu ihm sagte:

„Nun, Herr Cyrano, Sie machen immer noch Streiche? Doch eben so wenig wie in Larcah und in St. Germain, soll es Ihnen hier gelingen, so lange der alte Berchepin noch da ist.“

Der Satz ging in einem Hohngeflüster, als eine rauhe Stimme sich hören ließ:

„Cyrano?“

Und eine andere Stimme wiederholte wie ein furchtbares Echo:

„Cyrano?“

„Allerdings“, versetzte Berchepin.

„Oho, wir haben noch eine alte Rechnung auszumachen“, brüllte Chantepleure; „überlassen Sie ihn uns, Herr Berchepin!“

„Ich sage nicht nein, Kapitän; doch warten Sie bis zum Abend.“

„Heut Abend? Sie versprechen es mir?“

„Ich schwöre es Ihnen. . . Sie mögen alle Rechnungen regeln, die Sie mit ihm abzumachen haben!“

## 7. Kapitel.

Die dunkle Nacht war hereingebrochen, kein Stern glänzte am Himmel. Die Loire floß friedlich dahin; etwa eine Meile unterhalb Tours hielt ein Boot, doch auf demselben war alles unbeweglich und still. Plötzlich bedeckte sich am Ufer ein Schatten; ein Mann näherte sich dem Boote und bemühte sich, es trotz der Dunkelheit zu erkennen. Dreißiglos gelang es ihm, denn nach kurzer Zeit ließ er drei Pfeife ertönen. Sogleich richtete sich auf Ded ein anderer Schatten auf und trat an den Rand des Bootes.

„Du bist“, Michael?“ fragte der Mann am Ufer mit halblauter Stimme.

„In eigener Person, Herr Berchepin!“

„Alles ist bereit?“

„Alles!“

„Sie sind sicher, daß der Mechanismus gut funktioniert?“

„Vorzüglich; ich bin dessen sicher.“

„Gut!“

„Wollen Sie sich selbst überzeugen?“

„Tausend Dank“, lachte Berchepin, „ich will lieber, daß meine Freunde das Experiment selbst machen.“

Mit lautem Lachen versetzte der Mann, der auf den Namen Michael antwortete:

„Sie haben Recht. . . doch könnten Sie immerhin einen kleinen Blick auf die Sache werfen.“

„Nun gut, so geben Sie mir die Hand, um mich auf Ihr Boot zu ziehen.“

„Sie haben wohl keine Lust“, entgegnete Michael noch immer lachend, „ein Bad in der Loire zu nehmen?“

„Ach nein; das überlasse ich einem andern!“

Mit Hilfe Michaels sprang Berchepin auf das Boot und dieser sagte zu ihm:

„Hier her!“

Einen Augenblick später verschwanden beide durch eine Luke, während sich

jenwärts des Ufers ein Geräusch von Stimmen vernahmen ließ, und bald erhob sich unter einer Vappelleise eine Schar von Männern.

„Ich glaube, wir sind am Ziele“, sagte eine Stimme.

„Ja, hier muß es sein“, versetzte eine andere.

„Ich bemerke ein Boot!“

„Eigentlich hat Berchepin doch eigentümliche Ideen!“

„Wie?“

„Nun, uns zu Wasser reisen zu lassen!“

„Ja, es wäre viel einfacher gewesen, uns bloß zu Pferde über die Landstraße erreichen zu lassen.“

Eine Grabesstimme, die bisher noch nichts gesprochen, brummte:

„Wozu das Gejammer? Hat man uns nicht gesagt, daß es auf diesem Boot genügend zu trinken geben wird?“

„Dieser Chantepleure bleibt sich doch immer gleich“, versetzte Carefour, „trotzdem bebauere auch ich, daß ich nicht ein kräftiges Thier zur Verfügung habe, das mich auf seinem Rücken forttragen kann.“

„Nun, beruhige Dich nur“, versetzte ein dritter, „man hat wohl keine Gründe, uns zu Schiff reisen zu lassen, denn Berchepin . . .“

„Berchepin? Wer will etwas von Berchepin?“ erwiderte die trodene Stimme des kleinen Mannes, dann fuhr er in lebhaftem Tone fort:

„Vorwärts, Kameraden, kommt an Bord!“

„An Bord kommen, das ist leichter gesagt, doch da man hier keinen Schimmer sieht . . .“

„Nur Geduld, Ihr sollt gleich eine Illumination haben!“

In diesem Augenblick trat Michael mit einer Laterne in der Hand näher.

„Wir sind doch vollständig?“ fragte Berchepin.

„Nicht einer fehlt“, erwiderten mehrere Stimmen.

Der kleine Mann war mit der Antwort nicht zufrieden, sondern bemächtigte sich der Laterne und ließ die Soldaten, einen nach dem andern, an sich vorbeimarschiren, dann erklärte er:

„Ich sehe Chantepleure nicht!“

„Da bin ich ja“, brüllte der Soldnerführer, „und mit mir jener andere, von dem wir noch sprechen wollen.“

„Gleichzeitig legte er den Fuß auf das Boot; auf seiner kräftigen Schulter trug er einen Manneskörper, und Berchepin sagte höhnisch:

„Guten Abend, Herr von Bergerac, und glückliche Reise!“

Als dann die ganze Gesellschaft in einer ziemlich geräumigen Kabine untergebracht war, hatte der kleine Mann noch eine letzte Besprechung mit dem Führer des Bootes.

„Was Sie und Ihre Matrosen anbetrißt“, flüsterte er, „so sind doch alle Vorkehrungen getroffen?“

„Oh, was das anbetrifft, so können Sie sich auf mich verlassen“, versetzte Michael mit demselben Lachen und fuhr dann fort: „Also morgen zur Mittagszeit, zur Sonne der Touraine?“

„Zur Mittagszeit; ich werde dort sein!“

„Mit den Pistolen?“

„Natürlich, und außerdem noch mit einem hübschen Beutel voll Thaler, wenn alles gut abgelaufen ist. Jetzt, vorwärts!“

Nach diesen Worten sprang Berchepin leichtfüßig an das Ufer und sah, wie Michael den Anker lichtete, dann mit Hilfe eines langen Stodes das Boot vom Ufer abstieß, das sich in der Dunkelheit verlor.

Berchepin blieb noch eine Weile am Ufer stehen, dann verschwand auch er auf der Landstraße, die sich an der Loire entlang schlängelte.

Im Innern des Bootes hatten sich die beiden Soldnerführer mit ihren Untergebenen an einem mit Speisen und Getränken besetzten Tische niedergelassen und gesehn fröhlich darauf los. Was Cyrano betraf, so lag er auf einer Bank, eine tödliche Blässe zeichnete sich auf seinem Gesicht ab, und man hätte glauben können, er atme nicht mehr. Dennoch hatte er bei dem Steinschlagen, den Berchepin auf ihn herabgelassen, keine allzu gefährliche Wunde erhalten, sondern war nur in eine tiefe Ohnmacht verfallen, aus der er von Zeit zu Zeit erwachte, um bald wieder in dieselbe zurückzufallen. Trotzdem hatte er, als er in dem Boote die Augen aufschlug, das Bewußtsein, daß seine Kräfte wieder von neuem erwachten.

Er fühlte sich zerschlagen, doch als er sich am ganzen Körper betastete, murmelte er:

„Nun, ich scheine nicht allzu stark gelitten zu haben.“

Doch sogleich unterdrückte er einen Schmerzschrei und sagte mit leiser Stimme:

„Der Kopf scheint nicht in so gutem Zustande zu sein, ich hab, ich habe einen kräftigen Schadel.“

Darauf blickte er um sich.

„Jetzt handelt es sich darum, zu erfahren, wo ich bin, und was hier vorgeht.“

Wo er war, darüber wurde er sich bald klar, doch gerade dieser Umstand erfüllte ihn mit tiefer Bestürzung.

„Ein Boot!“

Doch Cyrano hielt sich nicht lange bei diesem Umfande auf, denn so schwimmend oder festes Gefängniß, — die Hauptsache war, es so schnell wie möglich zu verlassen. Doch wär-

den seine Kräfte dazu hinreichen? Das mußte er zunächst versuchen, und darum erhob er sich leise. Seine Lenden, seine Arme und Beine schmerzten, doch er achtete nicht darauf.

„Wenn ich nur aus dieser Kabine gelangen könnte, dann wird schon alles gut gehen.“

Doch schnell ließ er sich wieder auf die Bank zurückfallen, denn Chantepleure und Carefour hatten sich eben erhoben und ließen jetzt das Licht voll auf ihren Gefangenen fallen, der bis dahin im Schatten gelegen hatte.

Die Banditen näherten sich, schnell schloß er die Augen und hielt den Athem an.

„Nun immer in demselben Zustande“, bemerkte Carefour.

„Wenn er uns nur keinen Streich spielt und vorher stirbt“, brummte Chantepleure.

Dann legte er seine lange knochige Hand auf die Brust Cyrano's.

„Er lebt noch, ich fühle sein Herz schlagen; alles geht gut. . . trinten wir weiter, um die Zeit zu tödten!“

Die beiden Geher hatten sich wieder gesetzt, und der Gefangene lag wieder im Schatten.

„Das ist der Augenblick zu handeln“, sagte der Gascoigner entschlossen; er hatte eben in einem Winkel die ersten Sprossen einer Leiter entbedt.

„Versuchen wir das Abenteuer von dieser Seite“, sagte er sich und ließ sich leise von seiner Bank auf die Erde gleiten; dann kroch er geräuschlos weiter und gelangte an den Fuß der Leiter.

„Was werde ich da oben vorfinden?“ sagte er sich. . . „Ach, das Beste ist es, selbst nachzusehen!“

Mit unerbörten Anstrengungen begann er weiter zu klettern, doch plötzlich mußte er seine ganze Energie zu Hilfe rufen, um sich an den Sprossen anzuklamern, nur mit großer Mühe konnte er einen heftigen Schrei zurückdrängen. Sein Kopf hatte eben an einen harten Körper gestoßen, und diese Erschütterung hatte seine Wunde klopfgeleget. Er brauchte eine ziemlich lange Zeit, um sich zu fassen, denn wollte er sich über das Hinderniß hinweg setzen und tastete vorwärts. Der Raum, in dem er sich befand, wurde von einer Art Dedeel geschlossen, was man im Schiffswesen einen Schanzlauer nennt. Cyrano hatte verstanden; doch legte er er noch eine Beschränkung, der Schanzlauer könne nicht öffnen. Doch bald wurde er darüber beruhigt; der scharfe Wind der Loire streifte ihm das Gesicht, und mit unendlicher Vorsicht kroch er auf die Schiffsbrücke und schloß die Oeffnung. In diesem Augenblick hörte er einige Schritte von sich entfernt ein dumpfes Stimmengedröse, er hatte nur noch Zeit, sich hinter dem Vorsprung, der den Schanzlauer bildete, auszusetzen; denn die Stimmen kamen näher, und eine derselben sagte:

„Hast du alles verschlossen?“

„Gewiß, Herr!“

„Auch hier?“

„Ja, hier. . .“

„Hast Du das etwa vergessen?“

„Meiner Treu, das wäre schon möglich.“

„Tausend Millionen Donnerwetter!“

Mit diesen Worten war Michael auf den Schanzlauer gestürzt, hinter dem Cyrano sich versteckt hatte. Der arme Gascoigner schauderte, es war um ihn geschehen, er mußte entsetzt werden; doch endlich athmete er auf. . .

Nachdem der Führer des Schiffes geschloffen, fuhr er fort:

„Jetzt ans Werk!“

„Was bedeutet das Alles?“ fragte Cyrano ängstlich, doch bald sollte er verstehen.

„Ist das kleine Boot bereit?“ fragte Michael.

„Ja, Herr!“

„Nun gut, dann ans Ventil!“

Der Gascoigner, der sich halb erhoben, konnte sehen, wie die beiden Männer mit der Bewegung eine Kurbel drehten, dazu hörte er das Geräusch knirschender Ketten.

„Herr, man kommt herunter“, sagte der Matrose.

„So, jetzt handelt es sich darum, unsere Haut zu retten.“

„Und diese Galgenzettel ganz allein ertrinken zu lassen.“

Endlich verstand Cyrano; auf diese Weise sicherte sich der schützende Berchepin die Verschwiegenheit seiner Mitschuldigen.

In diesem Augenblick vernahm er ein leises Gepolter, und es ließ ihm nur noch ein Mittel: schwimmend das Ufer zu erreichen. Doch seine Kräfte waren erschöpft, nie würde er sich auf der Oberfläche des Wassers halten können.

Das Boot sank mehr und mehr. Cyrano richtete sich auf den Knien auf, das Wasser kitzte und stieg, er fühlte es an seinen Beinen, es erreichte seine Brust, die Wellen schlugen an sein Pinn, er wollte sich erheben, doch die Kräfte verließen ihn den Dienst, der Unglückliche konnte nur noch einen verzweifelten Schrei ausstoßen; an seinen Augen zog das Bild Henry's, das Bild Dianas vorüber, alles war aus, der arme Cyrano war unter dem Wasser verschwunden.

## 8. Kapitel.

Die Sonne ging zur Neige, als Henry, nachdem er Luise an der Waldlichtung verlassen, den Weg nach der Graubiere wieder einschlug. Er hatte Eile, seinen Waidvogel zu sprechen; denn von der ihm zu Theil gewordenen Erziehung an rückhaltlosem Offenheit gewöhnt, wollte er ihm schnellmöglichst

sagen, welchen Entschluß er gefaßt hatte und ihn bitten, sich schon am nächsten Tage zu Herrn von Rantilly zu begeben. In einer halben Stunde hatte er den Wald durchritten und die Landstraße von Saint-Avertin erreicht. Vor der Graubiere angelangt, machte Henry am Fuße der Terrasse Halt, auf der sich Cyrano geräuschlos aufhielt. Mit lauter Stimme rief er:

„Vater!“ und erwartete, das ausdrucksvolle Gesicht des Gascoigners erscheinen zu sehen. Doch nichts rührte sich im Blattwerk und zuerst erklaunt, sagte sich Henry, er wäre geirrt ins Haus gegangen, um sich in das Waidzimmer einzuschließen. Der junge Mann ging weiter, durchschritt den Garten und erreichte die Trepppe des kleinen Schlosses. Doch kaum hatte er sich der Thür genähert, als Petronella auf der Schwelle erschien und, ihren jungen Herrn demerkend, ausrief:

„Wie? Herr Henry, Sie sind allein?“

„Gewiß, Petronella, was ist denn dabei so erstaunliches? Ich bin allein fortgeritten und komme auch allein zurück.“

„Sie haben Herrn Cyrano nicht gesehen?“

„Nein!“

„Meinen Mann auch nicht?“

„Ebenso wenig, aber müdestest Du mir denn nicht sagen, worauf alle diese Fragen hinauslaufen?“

Anstatt zu antworten, blieb Madame Joubert einen Augenblick nachdenklich, trug sie den Kopf und sagte endlich:

„Herr Henry, Sie kennen mich, Sie wissen, ob ich zu den Frauen gehöre, die über Nichts erschrecken und sich wegen jeder Kleinigkeit ängstigen.“

„Gewiß nicht!“

„Nun, wie Sie mich hier sehen, bin ich recht unruhig.“

„Wirklich? Aber was geht denn vor?“

„Dinge, die ich nicht begreife.“

„Trotzdem Du so pfiffig und verschnitzt bist? Das ist in der That erstaunlich, versetzte der junge Mann lachend.“

„Lachen Sie nicht, Herr“, entgegnete Jouberts Frau mit düsterer Stimme, „wer weiß, ob Sie es nicht später zu bereuen hätten.“

„Aber so erkläre dich doch“, sagte Henry, der jetzt auch unruhig wurde; „sage schnell was Dich quält.“

Nun erzählte Petronella, daß sie von einem Rückenfenster aus das fastige Fortschreiten Cyrano's wahrgenommen hatte. Neugierig war sie hinuntergegangen, um von ihrem Manne zu erfahren, weshalb Cyrano das Schloss so schnell verlassen hatte. Sie hatte Joubert selbst in großer Aufregung gefunden, der eben sein eigenes Pferd gefaßt hatte. Auf ihr Drängen hat Petronella nur ausweichende Antworten erhalten, die kaum geeignet waren, ihre Neugier zu befriedigen. Schließlich hatte sich Joubert in den Sattel gesetzt und ihr einige Worte zugerufen, in denen die beiden Namen Henry und Cyrano vorkommen waren, dann war er nach der Landstraße von Saint-Avertin fortgegangen.

„Aber“, fuhr Petronella nach einer kleinen Pause fort, „das ist noch nicht alles.“

„Was giebst denn noch?“

„Seit heut Morgen habe ich auf der Landstraße Gruppen von Männern dahingehen gesehen, die mir nichts Gutes weisagten.“

„Eine große Anzahl?“

„Zu zweien, zu dreien, höchstens zu vier, die einen zu Fuß, die andern zu Pferde; ich habe wohl zwanzig Mann gezählt.“

„Und nach welcher Seite wandten sie sich?“

„Nach dem Walde zu.“

„Du hast deine Bemerkung für dich behalten?“

„Oh nein, ich habe Joubert darauf aufmerksam gemacht, und er hat mir ins Gesicht gelacht.“

„Doch wohl nicht, ohne dir den Grund zu sagen!“

Er hat mir erklärt, dieses ganze Gesindel wären jedenfalls Söldner, die nach Norden zögen, um in der spanischen Armee Dienste zu nehmen.“

„Das ist allerdings sehr wahrscheinlich.“

„Nun, und mir sagt etwas, daß man mißtrauisch werden muß, wenn man solche Taugenichtse um eine Befreiung herumschwärmen sieht, um so mehr, da Herr Cyrano und mein Mann nicht im Schlosse waren.“

Doch Henry hörte sie nicht mehr, er ließ Petronella stehen und eilte nach der Terrasse. Jedenfalls würde sein Waidvogel bald zurückkommen, und was Joubert anbetraf, so war er wahrscheinlich nach Saint-Avertin geritten, um dort eine Befreiung zu machen. Nachdem er sich auf diese Weise selbst beruhigt, begann er wieder an Luise zu denken und überließ sich ganz seinen Liebesträumen. Plötzlich jedoch spitzte er das Ohr, in der Ferne ließ sich der Galopp eines Pferdes vernahmen, und in demselben Augenblick hörte er einen andern Galopp in entgegengesetzter Richtung. Henry beugte sich vor, zwei Staubwolken erschienen sich auf der Landstraße, die eine von Larcah, die andere von Saint-Avertin her.

„Das sind sie!“ sagte sich der junge Mann und erwartete in jedem Augenblick seinen Vater und Joubert aufzuhaben zu sehen. Doch bald konnte er den Reiter unterscheiden, der vom Walde herangeprangelt kam, es war ein vollständig schwarz gekleideter Mann von kleiner Gestalt; was den andern betraf, der von der entgegengesetzten Richtung kam, so hätte man ihn, wäre er nicht so beschleunigt gekleidet gewesen, für einen Edelmann halten können. Henry's erster Gedanke war, der zweite

Reiter mochte wohl eine Verkleidung gewählt haben, als die beiden Fremden plötzlich ihre Pferde anhielten und der, der von Saint-Avertin kam, den anderen ängstlich fraunte:

„Nun, wie sieht's aus?“

„Wir haben ihn, Herr Marquis“, erwiderte der andere.

„Es ist nicht zu befürchten, daß er entfliehen kann?“

„Keine Gefahr; er liegt gefesselt und gefesselt unter guter Hut an dem ihnen wohlbekannten Orte.“

Der Edelmann ließ einen Fuß des Triumphwagens aus, dann fuhr er in fröhlichem Tone fort:

„Denke dir, mein guter Berchepin, daß ich mich vor Ungebuld verzehre. . . Als ich es nicht mehr aushalten konnte, bin ich Dir entgegen geritten, um das Resultat unseres Juges schneller zu erfahren.“

(Schluß folgt.)

**Landwirtschaft in Alaska.**

Die jüngste Veröffentlichung des Ackerbaudepartements über die Arbeiten der verschiedenen landwirtschaftlichen Versuchstationen enthalten einige interessante Angaben über die Aussichten des Ackerbaues in Alaska, die den Berichten der neuen Versuchstation nahe Sitka, Alaska, entnommen sind.

Darnach wachsen Hafer und Gerste nicht nur sehr gut in dem südöstlichen Theile Alaskas, sondern beide Getreidearten erreichen dort auch vollkommen Reife. Auch Flachsbau gedeiht dort gut und stellt eine mögliche Industrie für die Eingeborenen in Aussicht. Mehrere Arten Klee gedeihen ganz außerordentlich gut und solche Gemise wie Spargel, Rüben, Karotten, Kohlrabi, Lattich, Zwickeln, Erbsen, Kartoffeln, Radieschen, Pharisäer, Winterröhren u. s. w. hatten ein gutes Wachstum (auf „altem“ Boden) und zeigten, daß Klima und Boden ihnen günstig sind. Blumenkohl und Kraut dagegen gedeihen nicht gut und geben keine Verfruchtungen.

Die Berichte lauten im Allgemeinen so ermutigend, daß der Congreß daraufhin eine Bewilligung für weitere Versuche im nächsten Rechnungsjahre erhobte, was allgemeine Beifall wurde, denn, so sagte man, wenn die Mineralische Alaskas gebirge ausgebaut werden sollen, dann ist es nöthig, daß wenigstens ein Theil der für die Unterhaltung der Goldsucher, Kupferbergwerke u. s. w. nothwendigen Nahrungsmittel in dem Territorium selbst hervorgebracht werde. Gut und wissenschaftlich wäre das auf jeden Fall, nur darf man sich auf jene Berichte hin nicht große Hoffnungen machen. Alaska wird schwerlich jemals — abgesehen von Fischen — auch nur einen kleinen Theil der für eine etwaige größere Bevölkerung nöthigen Nahrungsmittel beschaffen können, wenn die Berichte der Ackerbaustation auch noch so „ermuthigend“ lauten. Wenn Hafer, Gerste u. s. w. auch „gut wachsen“ und „reifer“, so ist es doch noch sehr die Frage, ob sich ihr Anbau für den Export lohnen würde, und als ein Exportgeschäft müßte die Lieferung solcher Früchte nach dem Auton-Gebiete — was heutzutage unter dem Namen Alaska